

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

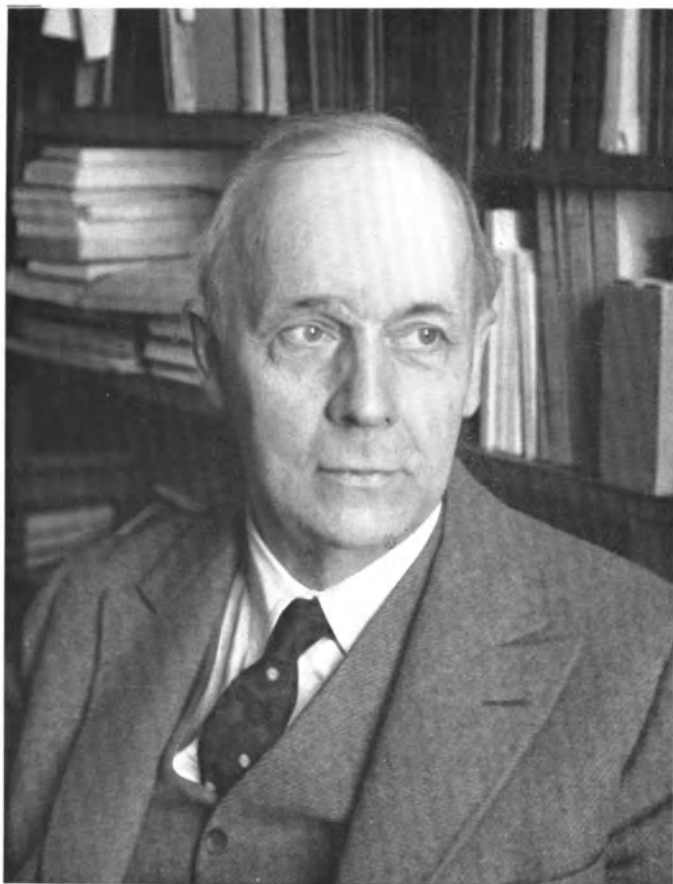
REDEN UND GEDENKWORTE

SECHSTER BAND

1963/64

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

WERNER JAEGER
30. 7. 1888 – 19. 10. 1961



Werner Jaeger

Gedenkworte für

WERNER JAEGER

von

Wolfgang Schadewaldt

In Werner Jaeger ist im Oktober des Jahres 1961 ein Mann und Gelehrter von uns gegangen, der die nicht geringe Reihe der Altertumsforscher, die diesem Orden seit seiner Begründung angehörten – von August Boeckh und Theodor Mommsen über Adolf Kirchhoff, Johannes Vahlen, Eduard Meyer bis auf Jaegers unmittelbaren Lehrer Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff –, im Geiste ebenso bewahrend wie erneuernd fortgesetzt hat. Er war ein Meister in der schweren Kunst als Forscher und Gelehrter, gewann vor allem aber als Kulturdenker und Humanist durch seine dreibändige Bildungsgeschichte »Paideia« die weit über die Grenzen Deutschlands und Europas hinaus auf die Länder angelsächsischer und iberischer Kultur in den beiden Amerika wie auch den Fernen Osten ausgreifende, für einen klassischen Philologen ganz ungewöhnliche Weltberühmtheit.

Doch kam diese weitergehende kulturpädagogische Wirkung Jaegers durchaus nicht als etwas Äußeres und Zusätzliches zu seinem reinen Forschertum hinzu. Auch in dieser allgemeineren Wirkung entfaltete sich organisch ein Anliegen, das das Grundanliegen von Werner Jaegers Leben, Denken und Forschen war. Wir können es heute, wo dieses Werk und Leben vollendet vor uns steht, mit einem einzigen einfachen und doch überaus gewichtigen Wort: dem Worte ›Tradition‹ bezeichnen. – »Ich bin ja im Grunde Traditionsforscher«, sagte er mir einmal in seinen letzten Jahren.

Für die meisten Menschen ist die Tatsache, daß etwas bleibt und fort dauert, wenig aufregend; sie erscheint als das Gegebene, Selbstverständliche, und man denkt wenig an jene Superiorität der Toten, von der einmal Anatole France spricht: »komme von ihnen doch das meiste, was uns als die Welt umgibt, in der wir leben.« Für Werner Jaeger war jenes »Selbstverständliche«: daß es in dieser Welt des zeitlichen Wandels überhaupt ein Dauerndes, sich Fortsetzendes gibt, gerade das Wunder. In einer Zeit, in der man sich nicht genug tun konnte, von dem sogenannten »Schöpferischen« zu reden und zu schreiben, hing er an dem Schauspiel der durch alle zeitlichen Veränderungen hindurchgehenden geistigen Zusammenhänge, und diese Zusammenhänge waren ihm das, was die Geschichte konstituiert und auch ihren Wandel zu einem, auf das Ganze gesehen, doch wohl sinnvollen Wandel macht.

I

Als Sohn der niederdeutschen Landschaft am linken Ufer des Rheins zu Lobberich bei Kempen am 30. Juli 1888 geboren, besaß Werner Jaeger von Natur und Herkunft einen starken Sinn

der Beharrlichkeit, den er in seinem ganzen Leben auf das Schönste in Freundschaft, Arbeit, im Verfolgen seiner Ziele und Ideen bewiesen hat. Und zu diesem Sinn des Beharrens in ihm sprachen nun auf jenem alten Kulturboden seiner Heimat seit seiner frühen Jugend die vielfältigen Bezeugungen des Fortlebens alten und ältesten Kulturguts. Als Schüler des katholischen Kempener Gymnasiums, dessen Schutzherr der Mystiker Thomas a Kempis, Verfasser der einst weltberühmten *Imitatio Christi* war, wuchs er in die sonst so oft für problematisch geltende lebendige Einheit der antik-humanistischen wie der christlichen Tradition hinein. Und da er sich schon auf dieser Schule mit früh erwachtem Leseeifer große Teile der altgriechischen wie der frühchristlichen Literatur aneignete, trat ihm die geschichtliche Realität des griechisch-römisch-christlichen Altertums in ihrer Kraft und Größe früh vor die Seele. – Auf den Universitäten Marburg und Berlin (1906/07–1911) wirkte neben der Altertumswissenschaft eines Ulrich v. Wilamowitz die Philosophiegeschichte Hegelianischer Prägung stark auf ihn ein, die ihm in Berlin zumal in der Gestalt Adolf Lassons, des »letzten Hegelianers« entgegentrat. Und indem er die beiden Richtungen der historischen Altertumswissenschaft und die der idealistisch-hegelianischen Geisteswissenschaft zusammenführte, legte er den Grund für seine spätere Konzeption der klassischen Altertumswissenschaft als philologisch fundierter Geistesgeschichte.

Das Erlebnis des ersten Weltkriegs mit der immer spürbarer werdenden Erschütterung des alten Überlieferungsbestandes trat hinzu und veranlaßte den nach glänzender Promotion inzwischen zum Professor in Basel (1914) und Kiel (1915) aufgestiegenen jungen Gelehrten, den Gedanken der europäischen Tradition nur um so ernster zu nehmen und diese Tradition

von ihrem Ursprung in der griechisch-römisch-christlichen Antike her neu zu begreifen.

II

Schon in seinem Hamburger Vortrag von 1919 ›Humanismus als Tradition und Erlebnis‹ suchte Jaeger zu zeigen, daß das Wesen der europäischen Tradition der Griechen nicht nur im bloßen Überbleiben, einer ›Trägheit‹ im zeitlichen Geschehen bestehe, sondern in den notwendig sich immer neu erzeugenden Erlebnissen der griechischen Urbilder und Werte gründe. Von hier aus faßte er mit steigender Klarheit die Tradition als das geschichtsbildende Prinzip der sich in immer neu hervorgerufenen Erlebnissen verwirklichenden Konstanz der Werte – Tradition, die lebendig-sinngemäße Entfaltung einer entelechischen Grundform im Sinne des Goetheschen:

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Diesen Traditionsbegriff hat Jaeger selbst am Bilde des Athenischen Fackelwettkampfs erläutert: ›Die einander vorüberfliehenden Generationen werfen sich gegenseitig die brennende Fackel zu, und wer sie mit fester Hand ergreift, hält sie hoch und trägt sie ein Stück Weges fort, bis er sie dem Nachfolgenden übergibt... Doch nur äußerlich ist dieser heilige Wettlauf eine stetige Übergabe von Hand zu Hand. Der Sinn des Laufes ist die Lebendigerhaltung der göttlichen Geistesflamme, die der Titan Prometheus als Samenfunken aller Künste und Erkenntnisse dem Eintagsgeschlecht der Menschen vom Himmel auf die dunkle Erde gebracht hat.‹

III

Diese soweit umrissene, in Jaegers Herkunft wie früher Bildung angelegte Grundauffassung, die bereits die Begriffe der Kultur und der Erziehung (Bildung) in sich schloß, bestimmte in dreifacher Schichtung: Werner Jaegers Philologie im engeren Sinne, sein geschichtliches Bild vom griechisch-römischen Altertum wie seine Vorstellung von der kulturbildenden Fortdauer dieses Altertums im Abendland bis auf uns selber heute, das heißt seinen Humanismus.

Als Philologe war Jaeger nicht so sehr durch die aus dem Innern des Betrachters in das Innere des Gegenstandes dringende Schaukraft bestimmt, mit der etwa ein *Karl Reinhardt* das Werk eines Dichters oder Denkers in seiner inneren Gestalt wiedererstehen ließ. Werner Jaegers große und ursprüngliche Begabung war der Sinn für Kontinuitäten. Dieser Sinn bestimmte im philologischen Bereich die Thematik wie Methodik seiner Interpretation und führte zu seinen bahnbrechenden philologischen Entdeckungen, so vor allem im Aristoteles. Hier brachte bereits die von dem Zweiundzwanzigjährigen geschriebene ›Entstehungsgeschichte der Aristotelischen Metaphysik‹ von 1912 und sodann die umfassende Darstellung des ›Aristoteles‹ von 1923 die Verwandlung des im Grunde immer noch herrschenden scholastischen Bildes des Systematikers in die lebendige Bewegung des Lehrbetriebs der Schule sowie die Denkbewegung des Philosophen selbst auf seinem Wege von Platon her. Auch die Aristoteles-Interpretation unserer neusten Philosophie wurde so auf eine neue Grundlage gestellt.

Was das Gesamtbild des griechisch-römischen Altertums betrifft, so stellte Werner Jaeger der *Universalität* eines Wilamowitz, der die Beherrschung aller Sachbereiche und Methoden

der Philologie an die verstehende Vergegenwärtigung der vergangenen Lebensfülle der Antike gesetzt hatte, mit steigender Bestimmtheit den Gedanken der *Totalität* des Altertums als eines sich sinngemäß entwickelnden geistigen Formenkosmos gegenüber.

Dieser geistige Kosmos umfaßte das gesamte ältere Griechentum, in seiner Einheit wie seinem sinngemäßen Wandel, von dem Epos Homers über Lyrik, Tragödie, Naturbetrachtung der Vorsokratiker, Geschichtsschreibung, Medizin, Rhetorik bis auf die Philosophie des Platon und Aristoteles und weiter bis in die neu aufkommende Welt des Hellenismus wie des frühen Christentums und drängte zur Darstellung in einer neuen griechischen Kultur- und Geistesgeschichte. Eine solche schrieb Werner Jaeger nicht; er blieb, als ein anschauernder Geist, zu sehr den konkreten Erscheinungen hingegeben. Doch sind seine zahlreichen Einzeluntersuchungen, Abhandlungen und Monographien – nach jenem grundlegenden Werk über Aristoteles; die Münchner Vortragsreihe über »Platons Stellung im Aufbau der griechischen Bildung« (1927), der »Diokles von Karystos« (1958), der »Demosthenes« (1959), die »Theologie der frühgriechischen Denker« (1947) und manches andere – auf das potentielle Ganze eines geschichtlich sinngemäß sich entwickelnden einheitlichen Formenkosmos der griechischen Antike hin entworfen. In Jaegers dreibändigem Hauptwerk: »Paideia. Die Formung des griechischen Menschen« (1933 bis 1944) kam alles zusammen. Hier unternahm er es, gleichsam an einem Bildersaal der griechischen Literatur- und Geistesgeschichte die Verwurzelung der kulturbegründenden Wirkung des Griechentums im Wesen des griechischen Geistes selber aufzuzeigen und im Prinzip des Erzieherischen das innere Bildegesetz des griechischen Geistes nachzuweisen, das not-

wendig auch über das Griechentum hinaus kulturbildend und traditionsbegründend wirken mußte. Der Grieche, als ursprünglicher Anthropoplast, auf allen Gebieten seines Gestaltens: in Dichtung, Natur- wie Staatsdenken, Philosophie und Wissenschaft, Plastik wie Ethik, Mathematik wie Medizin, ständig dem Menschen und dem Seienden auf der Spur, bis hin zur philosophischen Selbsterfassung des Menschen, und so zugleich die Urbilder entwickelnd, die als lebendige Archetypen einer menschheitlichen Kultur in immer neuen Verwandlungen und Abwandlungen sich bewahrend in dem sich formierenden späteren Europa fortwirken sollten. Diese Fortwirkung ist noch heute nicht erschöpft. – Auf der Verbindung dieser neuen Wesensdeutung des Griechentums mit dem Erziehungsproblem, wie es in unseren Tagen über den ganzen Erdball hin immer brennender geworden ist, beruht nicht zuletzt die innere Aktualität und weltweite Wirkung des in viele Sprachen übersetzten Werkes. Den von früh an gehegten Gedanken, die Geschichte der Paideia bis auf die Welt des Christentums fortzuführen, hat Jaeger schließlich in seinem Tübinger Vortrag ›Paideia Christi‹ von 1958 angegriffen, der die Amalgamierung des griechischen Kulturgedankens mit der christlichen Glaubenswelt umreißt. Diesen Vortrag baute er in seinen letzten Jahren zu dem Buch ›Early Christianity and Greek Paideia‹ aus, das er noch einige Zeit vor seinem Tod in Händen halten durfte. Es ist soeben auch in deutscher Sprache unter dem Titel ›Das frühe Christentum und die griechische Bildung‹ erschienen.

Was an dritter Stelle den Humanismus Werner Jaegers angeht, den man von anderer Seite als ›dritten‹ Humanismus bezeichnet und auch als ›politischen‹ Humanismus für fragwürdig befunden und bekämpft hat, so erwuchs zunächst auch er aus

dem Versuch der Rückbegründung der Klassischen Altertumswissenschaft in die menschheitlichen Grundwerte des Griechentums. Jedoch war nach hundert Jahren geschichtlicher Forschung ein einfacher Rückgriff auf die zeitlosen griechischen Idole unserer Klassik nicht mehr möglich. Jene statischen »Vorbilder« der Klassik wollten in das Kraftfeld der Geschichte einbezogen sein und verwandelten sich für Jaeger sinngemäß in die wirkenden Kräfte des Erzieherischen (das die dynamische Wirkform eben jenes Vorbildlichen ist). Dabei betonte er zumal die erzieherische Kraft der griechischen Staats- und Gemeinschaftsethik, doch in dem Sinne, daß »der Grieche« in seinen besten Zeiten »ebensowenig einen staatsfremden Geist wie einen geistfremden Staat gekannt« habe. Der auch heute wichtige Gedanke einer politisch-ethischen Jugenderziehung wurde damit neben dem früher fast einzig betonten Literarisch-Ästhetischen in unsere Beschäftigung mit dem Griechentum hinein verankert.

Im ganzen hat Werner Jaeger durch sein öffentliches Wirken für die griechische Kulturidee, für das er in den »Fachtagungen« der klassischen Altertumswissenschaft wie in der von ihm gegründeten Gesellschaft für antike Kultur mit der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift »Die Antike« die organisatorischen Formen schuf, zusammen mit Männern wie Karl Reinhardt und Walther F. Otto sowie den Archäologen Gerhard Rodenwaldt, Ludwig Curtius und Ernst Buschor der Wissenschaft vom klassischen Altertum wieder erneuten Anteil am allgemeinen Geist und eine neue Geltung im Bewußtsein unserer Zeit gegeben.

IV

Mit dem Bisherigen wurde vor allem das Wirken Werner Jaegers beschrieben, das er seit 1921 als Professor und Nachfolger von Wilamowitz in Berlin sechzehn ungemein fruchtbare Jahre hindurch ausgeübt hat. Im Jahre 1936 zwangen ihn die Verhältnisse, in die Vereinigten Staaten zu gehen, wo er zuerst an der Universität Chikago, dann an der Harvard-University in Cambridge die neue bleibende Heimstätte fand. Dieser Übergang nach Amerika war für ihn nicht lediglich Emigration, sondern der Schritt in die größere, umfassendere Welt, in der er zumal als Leiter eines eigens für ihn gegründeten Instituts für klassische Studien die gewünschte Freiheit und Ruhe fand, sein Lebenswerk von Buch zu Buch auszubauen und die längst geplanten großen Editionen der Metaphysik des Aristoteles, des Kirchenvaters Gregorius von Nyssa teils zu vollenden, teils voranzutreiben, während von Amerika aus gleichzeitig sein Ruhm jene weltweite Ausbreitung gewann, von der wir zu Anfang gesprochen haben. Er pflegte indessen im letzten Jahrzehnt alljährlich Deutschland zu besuchen und hat dabei stets die Liebe zu dem alten Stammland wie seine dankbare Verbundenheit mit der neuen Heimat in schönster menschlicher Einheit bezeugt.

V

Das Denkwürdige an dem Lebenswerk Werner Jaegers, das über seinen Tod hinaus Weiterfruchtende und Verbindliche seines Erbes stellt sich nach allem in rückschauender Betrachtung, so wie sein Werk selbst, mehrfach gestaffelt dar: Die Alt-Philologie, die man ein wenig hochgreifend auch die

›Klassische‹ zu nennen pflegt, hat er durch bedeutende Erkenntnisse und neue Methoden und Betrachtungsweisen auf das Entschiedenste gefördert.

Der Technisierung und Mechanisierung der Forschung, die unentrinnbar auch in den Geisteswissenschaften in Gestalt von Kybernetik und informationsspeichernden Maschinen auf uns zuzukommen scheint, hat bereits er mit dem Hinweis auf den Menschen, der schließlich doch ebenso Träger wie Ziel von alledem ist und bleibt, ein heilsames Gegengewicht gegeben.

Durch seinen geschichtlichen Aufweis der Grundformen und der Entfaltung des Menschlichen in unserer Kultur hat er die heute so wichtige Thematik des Humanen in unüberhörbarer Weise betont und uns so bereits Mittel für die sich inzwischen immer deutlicher stellenden Aufgaben an die Hand gegeben: sei es, daß es um die Probleme der modernen industriellen Technik geht, die in ständig fortgesetzter Lebenssteigerung – ohne entsprechende Lebenserhöhung – den Menschen in uns zu gefährden droht, sei es, daß man die humanen Verbindlichkeiten in den Blick faßt, die bei der gegenwärtigen rapiden Ausbreitung der technischen Zivilisation über die ganze Erde hin sich neben den verschiedenen sogenannten ›Hilfen‹ den Entwicklungsvölkern gegenüber schließlich doch als das Wichtigste erweisen werden.

Im ganzen ist das Lebenswerk Werner Jaegers als eines mit philologischen Mitteln tätigen Geisteshistorikers ein *Dienst an der Erinnerung* gewesen. Doch war ihm geschichtliche Erinnerung, wie er schon in der frühen Besprechung von Theodor Litts Buch über ›Geschichte und Leben‹ von 1918 ausgeführt hat, durchaus kein romantisches ›Sich-zurück-erträumen‹. Erinnerung gewann für ihn den ursprünglichen und lebendigen Sinn der Vergegenwärtigung, das heißt, der im geistigen Nach-

vollziehen der Tradition zu leistenden Vergewisserung jener die Geschichte konstituierenden, die Geschichte durchdauernden Werte. Was Jaeger in seinem ganzen inneren Dasein umtrieb und was er konkret in seinen Werken niedergelegt hat, war ein philologisch vergegenwärtigendes Erinnern. Und da dieses auf die Grundwerte und Urbilder unserer eigenen europäischen Kultur gerichtet war – jene menschheitlichen Grundwerte und Urbilder, deren Herkunft Theodor Heuss einmal unter dem Bilde der drei Hügel: Akropolis, Capitol, Golgatha gefaßt hat – ging es für Werner Jaeger in diesem Erinnern durchaus um unsere eigene Gegenwart wie Zukunft. Er hat es selbst in dem schlichten Satze ausgesprochen, mit dem er seinen Beitrag in der Festschrift für Eduard Spranger von 1957 schloß: »Die Erinnerung, die die Mutter der neun Musen war, ist auch die Quelle aller Erneuerung.«

Vielleicht werden in unserer leidenschaftlich vorstoßenden und ausgreifenden Zeit manche diesem Satz Werner Jaegers nicht unbedingt beipflichten wollen. Man neigt heute in weiten Gebieten des Ostens wie auch des Westens zu der Meinung, das Gewesene hänge sich mit Gewichten an uns, und sich zu sehr auf es einzulassen, lähme den schöpferischen Zukunftswillen – womit die andere Gefahr heraufkommt, daß man »im Dunkel, unerfahren« nur »von Tag zu Tage«, nämlich ephemer dahinglebt und mit einem Ungestüm vorstößt, das labil bleibt. In Wahrheit ist hier keine Alternative. Auch die Natur, wenn sie einen Stamm schafft, der mit seinen Ästen weit nach oben in Licht und Luft ausgreifen und Wind und Wetter bestehen soll, läßt ihn, damit er standfest bleibe, zugleich mit seinem Wurzelwerk in das tragende Erdreich greifen und sich auch dort unten vielfältig verzweigen: er zieht von dort her auch keinen geringen Teil der Kräfte, die ihn aufbauen und speisen.

VI

Soll zum Schluß mit wenigem noch das Bild des Menschen Werner Jaeger heraufgerufen werden, wie es von seiner jahrelangen Teilnahme an diesem Jahrestag des Ordens gewiß den meisten unter uns vor Augen steht, so sei mir erlaubt, ein persönliches Bekenntnis an den Anfang zu stellen. Als mein schönstes Lebensglück betrachte ich es, daß ich als junger Mensch, zuvor noch Schüler der großen alten Männer, eines Wilamowitz, Diels, Eduard Meyer, ihm, dem noch jungen Professor begegnet bin und in ihm den festen Lehrer und Freund für Jahre gefunden habe. Nach der Zeit der notgedrungenen Trennung durfte ich ihn dann, nun im vorgerückten Alter, doch im Wesen unverändert, wie einst in der Jugend wiederfinden: als den Menschen, der über das viele hinaus, was er in seinem Umgang, seinem Gespräch zu schenken wußte, mit seinem einfachen Dasein für den anderen eine Wohltat war.

In seiner superioren Gelassenheit war er ein Mensch, dem man es anspürte, daß er nicht vom Tag und aus dem Tage, sondern aus dem Umkreis von Jahrhunderten lebte. Dabei war er über allem, was sich an Erlerntem, Erfahrenem, Gewußtem, Bedachtem und Erkanntem mit seinem Wesen verwoben hatte, doch der schlichte Mensch geblieben, dem bei aller gefaßten Überlegenheit über das, was das Leben ihm geschenkt und wohl auch vorenthalten hatte, die Fähigkeit geblieben war – so schrieb er mir in seinem siebzigsten Jahr – »sich herzlich zu freuen«. – An sich selber keine einfache Natur, schien er zusammengesetzt aus den erstaunlichsten Gegensätzen: kraftvoll und zart, selbstbewußt und bescheiden, großartig und schlicht, enthusiastisch-skeptisch, verhalten-offen, distanziert und warm, temperiert und doch von stärksten Dynamiken angetrieben.

Doch so, wie das ›Zusammenhalten‹, das ›Zum Einen und zum Ganzen-Führen‹, allen Zersplitterungen in Zeit wie Wissenschaft gegenüber sein Anliegen gewesen war, so hatte er auch diese Gegensätze seiner Natur versammelt und zu einem Ganzen geformt von zauberhafter Art: ungemein anziehend durch eine ausgesuchteste Artigkeit des Herzens sowie die Vereinigung von tiefer, ihn erfüllender Heiterkeit mit einer unendlich liebenswürdigen Schmerzlichkeit.

Was Werner Jaeger als Mensch von Jugend an bis in sein hohes Alter, stets im Einklang mit seiner Lehre, bewiesen hat, war die Kraft, aus dem Geist zu leben und aus dem Leben im Geist jene höchste und feinste Vitalität zu ziehen, die sich am Menschen als Anmut offenbart. Diese geistbegründete Jugendanmut war Werner Jaegers unzerstörbarer Charakter. Dem Siebzigjährigen war sie ungeschwächt so wie dem Dreißigjährigen geblieben, an ihm selbst die Wahrheit jenes Wortes des Aristoteles bezeugend, das er einst als Motto über sein Buch geschrieben hatte:

ἡ γὰρ νοῦ ἐνέργεια ζωή.

›Des Geistes Wirksamkeit ist Leben.‹